

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

**Band:** 101 (1975)

**Heft:** 32

**Artikel:** Reisegefährten

**Autor:** Soschtschenko, Michail

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-621700>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Michail Soschtschenko

# Reisegefährten

Diesen Herbst im Zug hatte ich ein komisches Erlebnis. Ich wollte von Rostow nach Moskau reisen. Der Zug sollte um 18.45 Uhr abfahren, und ich stieg ein. Gewöhnlich gibt es auf dieser Strecke nicht so viele Menschen, dass das Reisen unangenehm wäre. Manchmal findet man sogar einen Sitzplatz. Ich bitte also die Fahrgäste, etwas näher zusammenzurücken, und so habe ich einen Platz. Ich betrachte die Mitreisenden.

Es ging wie gesagt gegen Abend. Es war keineswegs dunkel, aber es dämmerte schon. Angezündet hatte man noch nicht, es wurde Strom gespart.

Ich schaue mir also die Mitreisenden an und sehe, dass hier im grossen und ganzen eine vortreffliche Gesellschaft beisammen ist. Lauter sympathische, harmlose Menschen. Da sitzt zum Beispiel einer ohne Mütze mit einer langen Mähne, aber es ist nicht etwa ein Pope, eher ein Intellektueller in einer schwarzen Jacke. Neben ihm sitzt ein Mann in russischen Stiefern, eine Uniformmütze auf dem Kopf. Er hat einen Schnurrbart, aber ein Ingenieur ist er wohl nicht. Es könnte eher ein Agronom sein oder ein Zoo-Wächter. Sicher aber – allem Anschein nach – ein sehr gefühlvoller Mensch. Er hält ein Taschenmesser in der Hand, schneidet damit einen Apfel in kleine Stücke und füttert seinen Nachbarn, der keine Arme hat. Jawohl, ich sehe es genau, dass neben ihm ein armloser Bürger sitzt. Der Typ des jungen Proletariers. Beide Hände fehlen ihm. Wahrscheinlich infolge eines Arbeitsunfalls ein Invalid. Ein sehr trauriger Anblick. Aber er isst mit un-

geheuem Appetit. Und weil er keine Arme, keine Hände hat, schneidet ihm der andere den Apfel in kleine Schnitte und steckt sie ihm auf der Messerspitze in den Mund. In der Tat – das sehe ich – eine sehr humane Szene. Ein Sujet, eines Rembrandt würdig.

Und ihnen gegenüber sitzt ein ältlicher Mann mit angegrautem Haar, in schwarzer Bluse. Er grinst ununterbrochen. Offenbar wurde gerade vor meiner Ankunft über etwas Lustiges gesprochen. Und dieser Reisende hat sich anscheinend noch nicht beruhigt und lacht immer wieder: «Haha, hahaha!»

Doch mich interessiert der Laechende nicht so sehr wie der Armlose. Ich schaue ihn mit aufrichtigem Mitleid an, und ich kann fast nicht widerstehen, ihn zu fragen, wo und wie er seine Arme verloren habe. Es ist mir aber peinlich, damit ein Gespräch anzufangen. Ich entschliesse mich, zunächst die anderen Reisenden zu mustern, mit ihnen ins Gespräch zu kommen und erst dann zu fragen.

Ich beginne damit, diesem höchst gefühlvollen Menschen mit dem Schnurrbart verschiedene belanglose Fragen zu stellen, er aber antwortet mir nur griesgrämig und unwillig. Doch da mischt sich der intelligente Mann mit der langen Mähne in unser Gespräch. Er fragt mich etwas, und es entwickelt sich zwischen uns eine Unterhaltung über verschiedene übliche Themen: wohin man reise, wieviel das Sauerkraut kostet und ob man die drückende Wohnungskrise auch spüre. Er sagt zu mir: «Bei uns spüren wir die Wohnungskrise überhaupt

nicht. Um so mehr, als wir auf einem Gut leben, auf einem eigenen Herrschaftsgut.»

«Wieso?» frage ich. «Sie haben dort wohl ein Zimmer? Oder schlafen Sie in einer Hundehütte?»

«Nein, warum denn nur ein Zimmer? Sie müssten einige dazubekommen. Ich habe neun Zimmer und rechne keineswegs die Gesindestuben, die Scheunen, die Aborten und andere Räumlichkeiten dazu.»

Ich darauf: «Sie schwindeln vielleicht? Wie käme es, dass man Sie nach der Revolution nicht aufgespürt hätte – oder handelt es sich vielleicht um eine landwirtschaftliche Genossenschaft?»

«Ei, wo denn», entgegnet er, «das ist mein Erbgut, meine Residenz. Wissen Sie was, kommen Sie mich doch besuchen. Manchmal veranstalte ich Unterhaltungsabende. Ueberall im Park sprudeln Springbrunnen. Und grosse Symphoniechester spielen ununterbrochen Walzer.»

«Wie ist das möglich?» staune ich. «Sind Sie – mit Verlaub – Pächter oder vielleicht Privatbesitzer?» – «Jawohl, Privateigentümer. Ich bin nämlich ein Grossgrundbesitzer.»

«Aber wie soll ich Sie – verzeihen Sie – verstehen? Sie sind ein ehemaliger Gutsbesitzer? Die Revolution des Proletariats hat doch Ihre Klasse abgeschafft. Entschuldigen Sie, das geht mir nicht in den Kopf. Bei uns haben wir doch eine soziale Revolution, den Sozialismus. Wie können denn bei uns noch Gutsbesitzer existieren?»

«Sehen Sie – ich bin trotz allem Gutsbesitzer. Ich habe es fertiggebracht, mich in eurer Revolution zu halten, ich pfeife auf alles und

lebe wie ein Herrgott. Ich kümmere mich einen Dreck um eure Sozialrevolution!»

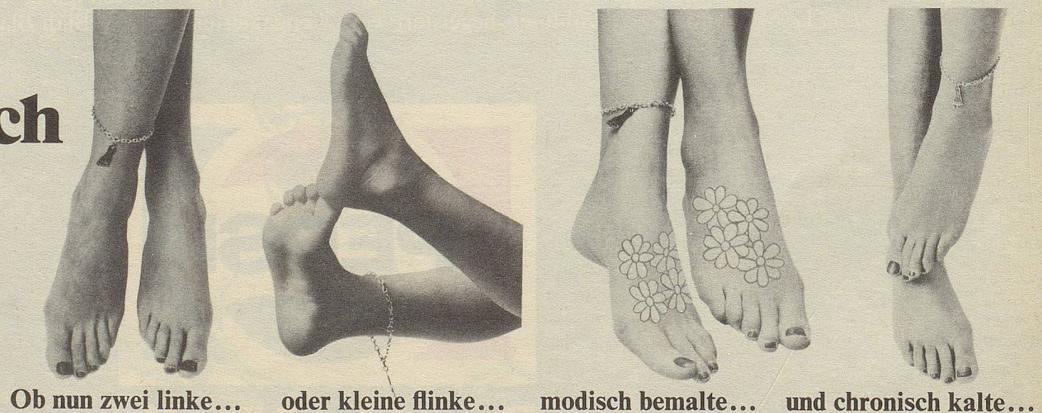
Ich schaue ganz bestürzt vor mich hin und begreife überhaupt nichts mehr. Er aber sagt: «So kommen Sie doch zu mir und sehen Sie sich alles selbst an! Wenn Sie wollen, können wir gleich zu mir fahren. Sie werden das luxuriöse Leben eines Gutsbesitzers kennenlernen. Fahren wir doch! Sie werden sehen!»

Was ist das für ein Unsinn? denke ich. Soll ich etwa wirklich fahren und mich überzeugen, dass er sich über die ganze Revolution des Proletariats hinwegsetzen konnte? Oder quatscht er nur so? Ich bin noch verwirrter, als ich sehe, wie der graumelierte Mann weiter lacht. Immer grinst er: «Haha, hahaha!»

Ich wollte ihn gerade tadeln, weil es mir schien, sein Lachen sei nicht am Platze. Da aber legte der Mann mit dem Schnurrbart, der vorher den Apfel zerschnitten hatte, das Taschenmesser weg, verschlang die restlichen Schnitte und sagte ziemlich laut zu mir: «Hören Sie doch endlich auf, sich mit Ihnen zu unterhalten. Sie sind geistesgestört. Sehen Sie es denn nicht?»

Erst jetzt schaue ich mir diese ganze ehrwürdige Gesellschaft genau an und sehe – du mein lieber Gott! Natürlich sind es alles Geisteskranken, die mit ihrem Pfleger unterwegs sind. Auch der mit den langen Haaren ist geisteskrank, und jener, der immer lacht. Der Armlose ebenfalls. Er trägt nämlich eine Zwangsjacke, und die Hände sind ihm hinter dem Rücken verschränkt.

**Allen  
Füssen frisch  
getan ist  
eine Kunst,  
die yegi  
kann.**



Man bemerkt es nicht gleich, dass sie vorhanden sind. Kurz und gut, hier reist eine Gruppe von Verückten. Und der mit Schnurrbart – ist ihr Aufseher. Er begleitet sie.

Ich betrachte sie ängstlich und werde nervös. Verdammter, wie wäre es, wenn sie mich erwürgen würden, die Geisteskranken sind doch unzurechnungsfähig. Und wirklich sehe ich plötzlich, dass einer von ihnen, der mit dem schwarzen Vollbart, mein Nachbar, mit seinem tückischen Blick nach dem Messer blinzelt und es dann vorsichtig in die Hand nimmt. In der Sekunde fahre ich zusammen, und der Frost läuft mir über den Rücken. Im Nu springe ich auf, gehe auf den Bärtigen los und reisse ihm das Messer aus der Hand. Er leistet verzweifelten Widerstand und versucht mit allen Kräften, mich mit seinen tollwütigen Zähnen zu beissen.

Aber der Aufseher mit dem Schnurrbart greift ein und stößt mich weg. «Warum haben Sie ihn angegriffen?» sagt er. «Wirklich, Sie sollten sich schämen! Das ist sein Messer, und er ist nicht geisteskrank ... Diese drei da, ja, das sind meine Geisteskranken. Aber dieser da ist ein gewöhnlicher Reisender, genau wie Sie. Wir haben uns ein Messer von ihm ausgeliehen, wir haben ihn darum gebeten. Das ist sein Messer. Schämen Sie sich!»

Der so Verteidigte ereifert sich: «Ich leide Ihnen mein Messer, und er geht auf mich los! Und dazu würgt er mich noch! Ich bedanke mich, ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar. Was sind das für Manieren, möchte ich wissen. Er ist wahrscheinlich auch nicht normal. Und Sie, als Aufseher, sollten besser auf ihn aufpassen. Sie haben ja gesehen, wie er mich angreift und würgt!»

Der Aufseher meint: «Es ist wohl möglich, dass er auch geisteskrank ist. Wer soll sich da auskennen. Aber zu meiner Gruppe gehört er nicht. Warum soll ich mich also um ihn kümmern? Ich brauche

keine Ratschläge! Ich kenne meine Leute!»

Ich wende mich zu dem Ge-würgten: «Entschuldigen Sie, aber ich meinte, Sie seien auch anormal!» «Haben Sie gemeint?» antwortet er. «Nur Narren meinen! Sie haben mich fast erledigt, Sie elender Schurke! Sehen Sie denn nicht diesen Ihren wirren Blick und meinen natürlichen?» – «Nein, den sehe ich nicht!» antworte ich. «Im Gegenteil, Sie sind's, der so einen eigenartigen Blick hat, und auch Ihr Bart ist so struppig, wie bei einem Narren.»

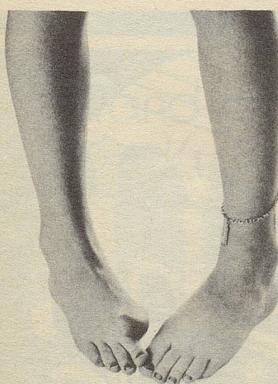
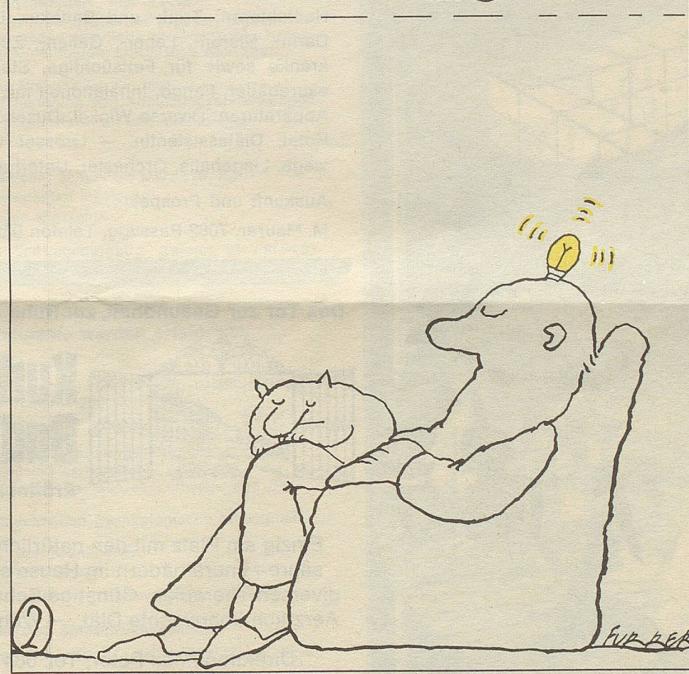
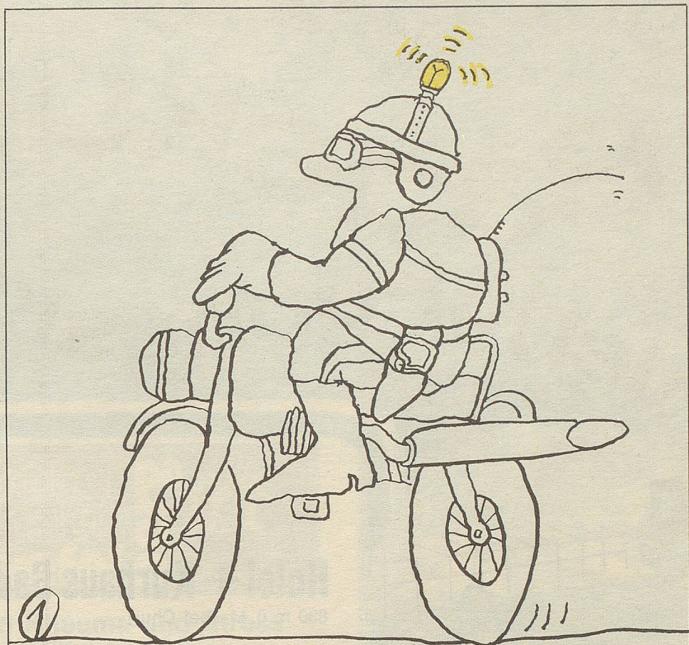
Einer der Geisteskranken, der Gutsbesitzer, fügt hinzu: «Packen Sie ihn nur an seinem Gestrüpp, und gleich wird er normal reden!»

Der Bärtige wollte ihn anschreien, aber just fuhren wir in die Station Igren ein, und die Geisteskranken stiegen samt ihrem Wärter aus. Sie verhielten sich verhältnismässig diszipliniert; nur den Armlosen mussten sie ein wenig vorwärtsstossen.

Der Schaffner erzählte uns dann, dass sich in Igren eine Anstalt für Geisteskranken befände, und dass man hie und da Patienten dorthin bringe. Und wie sollte man sie eigentlich dorthin schaffen? Doch nicht in einem Viehwagen! Es bestand also kein Grund, empört zu sein. Ich fühlte mich eigentlich gar nicht beleidigt. Wohl aber der Bärtige. Lange sah er mich finster an und lauerte mit ängstlichem Blick auf jede meiner Bewegungen. Und endlich – weil er von mir offenbar nichts Gutes erwartete, ging er mit seinem Gepäck in ein anderes Abteil. Nun, ich hatte nichts dagegen einzuwenden.

Diese kleine, durch den seltsamen Transport von Geisteskranken verursachte Begebenheit war im Grunde gar nicht lustig, aber bestimmt recht komisch. Ich schlief an diesem Abend bald ein und erwachte am nächsten Morgen in bester Laune. Noch oft musste ich an meine Zugfährten auf der Reise von Rostow nach Moskau denken.

(Deutsch von W. J. Stehli)



etwas verklemmte...



oder ganz enthemmte:



Ein Füsschen\* in Ehren kann  
kein gepflegter Fuss verwehren.

\*Das yegi-Füßchen am Fuss trägt man als Zeichen dafür, dass man dank täglicher Pflege mit dem yegi-Fuss-Antitranspirant auf frischem Fusse zu leben versteht, den eigenen zehn Zehen neuen Schwung, Temperament, Bewegungsfreude und frischen Elan zu verleihen weiss und diese erst noch den ganzen Tag schön frisch und sicher auf Trab hält.

Der yegi-Fuss-Antitranspirant ist also bestimmt etwas, das man seinen Füssen unbedingt antun sollte.

Auf yegi gepflegten Füssen läuft's.

# yegi

yegi-Fuss-Antitranspirant erhalten  
Sie in Apotheken und Drogerien.  
Genau so, wie yegi-Fussbadesalz, Fuss-  
balsam, Fusspuder, Fuss-Spray und  
Hornhautfeile.